

Jörg Döring

Raumdeutung. Vorläufiges zu einer ‚spatialen Hermeneutik‘ des digitalen Medienumbruchs

2006

<https://doi.org/10.25969/mediarep/1583>

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Döring, Jörg: Raumdeutung. Vorläufiges zu einer ‚spatialen Hermeneutik‘ des digitalen Medienumbruchs. In: *Navigationen - Zeitschrift für Medien- und Kulturwissenschaften*, Jg. 6 (2006), Nr. 1, S. 55–69. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/1583>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under a Deposit License (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual, and limited right for using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute, or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the conditions of use stated above.

RAUMDEUTUNG

Vorläufiges zu einer ‚spatialen Hermeneutik‘ des digitalen Medienumbruchs

VON JÖRG DÖRING

Das Träumen setzt sich über Zeit und Raum
nicht anders hinweg als das wache Denken,
und eben weil es nur eine Form des Denkens ist.¹

Die Konjunktur eines neuen transdisziplinären Paradigmas ist mittlerweile unübersehbar geworden. Wir wollen es aus heuristischen Gründen vorläufig das neue Raumparadigma nennen. Von den Sozialwissenschaften über die Geschichtswissenschaft, den *urban studies*, der Kunstwissenschaft bis hin zu Literatur-, Film- und Medienwissenschaften wird nun schon seit geraumer Zeit über die Konzeptualisierung des Raumbegriffes, über Raumpraktiken und die ‚Verräumlichung‘ von Diskursen gestritten.² „Space is back“³, nachdem die Raumsemantik – mindestens in der deutschen Forschungstradition – lange historisch kontaminiert erschien durch die geopolitische Indienstnahme der deutschen, stark organistisch geprägten Anthropogeographie des 19. Jahrhunderts durch Haushofer und die nationalsozialistische Großraumpolitik.⁴ Das hat sich geändert – auch durch den Theorie-Re-Import aus politisch unverdächtigen Wissenschaftsregionen. In den USA gibt es längst wieder eine Zeitschrift, die ganz unschuldig *Geopolitics* heißen darf.⁵ ‚Raum‘ ist auch hierzulande inzwischen keine „Verdachtswoka-

-
- 1 Freud, Sigmund: *Die Traumdeutung* [1900], Frankfurt a.M. 1972, S. 86. Dank für Hinweise und Korrekturen an Justus Fetscher, Peter Gendolla, Nicola Glaubitz, Ralf Schnell, Jens Schröter, Erhard Schüttpelz und Georg Stanitzek. Titelrechte bei: Tristan Thielmann.
 - 2 Bislang fehlt es naturgemäß (weil die Konjunktur noch in vollem Gange ist) an einer Überblicksdarstellung, die die je einzelwissenschaftlichen Begründungen des neuen Raumparadigmas systematisierte. Die gegenwärtig beste Literaturübersicht findet sich bei: Geppert, Alexander u.a. (Hrsg.): *Ortsgespräche. Raum und Kommunikation im 19. und 20. Jahrhundert*, Bielefeld 2005.
 - 3 Werber, Niels: „Die Rückkehr des Raumes“, in: *Literaturen*, Jg. 4, Nr. 11, 2005, S. 24-31, hier S. 27.
 - 4 Vgl. Köster, Werner: *Die Rede über den „Raum“. Zur semantischen Karriere eines deutschen Konzepts*, Heidelberg 2002.
 - 5 Vgl. O’Tuathail, Geraóid/Dalby, Simon (Hrsg.): *Rethinking Geopolitics. Towards a Critical Geopolitics*, London/New York 1998 und Osterhammel, Jürgen: „Die Wiederkehr des

bel“ mehr.⁶ Im Gegenteil: Ginge es nach Ed Soja, dem postmodernen Ontologen des neuen Raumparadigmas, dann könnte/sollte es sogar zu einer gleichsam grundwissenschaftlichen Maxime oder Routineoperation werden, einen jeden wissenschaftlichen Gegenstand ebenso zu ‚verräumlichen‘, so wie wir bislang geneigt waren bzw. jederzeit darauf verpflichtet werden konnten, ihn zu ‚historisieren‘.⁷

Auch wenn man sich bislang noch nicht darüber einig ist, wie diese Kehre zu labeln wäre – ob ‚topographical turn‘⁸, ‚spatial turn‘⁹ oder jüngst gar (mit philosophischen Weihen) ‚topological turn‘¹⁰ – werden die ersten Schritte hin zu einem transdisziplinären *discipline building* (in etwa analog zu der unlängst begründeten Verbunddisziplin ‚Bildwissenschaft‘¹¹) bereits vollzogen.¹²

Es gehört zwar mittlerweile zum guten Ton, über die vielen *turns* (den *iconic*, den *performative*) sich lustig zu machen, weil sie modisch oder kurzatmig seien. Karl Schlögel, der mit seiner Rede vom *spatial turn* ausdrücklich keine systematischen Absichten verbunden sehen will, spricht gar von ermäßigten Begründungsstandards unter inflationären Bedingungen: Je mehr Kehren ausgerufen werden, umso weniger Schaden mag jede einzelne unter ihnen anrichten.¹³ Vielleicht muss man gar nicht ironisch werden, um die Inflation zu erklären, sondern verweist schlicht auf ein forschungspolitisches Erfordernis derzeit: Die Drittmittelgeber und Exzellenzbescheiniger fordern heute in erster Linie gut gelabelte Verbundforschung. Wer das für richtig hält, wird deshalb weiterhin mit den vielen *turns* leben müssen, weil eine Paradigmenbehauptung der politisch erwünschten und geförderten transdisziplinären Vernetzung auf die Sprünge hilft. Jeder weiß heute, dass die Reichweiten solcher Kehren nicht mehr an den *linguistic turn* der 70er Jahre

Raumes: Geopolitik, Geohistorie und historische Geographie“, in: *Neue Politische Literatur*, Nr. 43, 1998, S. 374-397.

- 6 Schlögel, Karl mündlich auf der Tagung: „Topologie. WeltRaumDenken“ am 10.11.2005 in Weimar, <http://www.geophilosophie.de>, 27.01.2006.
- 7 Soja, Ed: *Thirdspace. Journeys to Los Angeles and Other Real-and-Imagined Places*, Cambridge/Oxford 1997, S. 70-82.
- 8 Weigel, Sigrid: „Zum ‚topographical turn‘. Kartographie, Topographie und Raumkonzepte in den Kulturwissenschaften“, in: *Kulturpoetik*, Nr. 2, 2002, S. 151-165.
- 9 Stellvertretend für viele seither: Schlögel, Karl: *Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik*, München 2003.
- 10 Günzel, Stephan: „Topologie. WeltRaumDenken. Einleitung“, <http://www.geophilosophie.de>, 27.01.2006.
- 11 Sachs-Hombach, Klaus (Hrsg.): *Bildwissenschaft. Disziplinen, Themen, Methoden*, Frankfurt a.M. 2005.
- 12 Vgl. etwa Kessl, Fabian u.a. (Hrsg.): *Handbuch Sozialraum*, Wiesbaden 2005.
- 13 „Die unentwegte Rede von turns [...] hat das Gute an sich wie alles Inflationäre: es entwertet Ansprüche, es senkt den Preis des Labels.“ Schlögel, Karl: „Kartenlesen, Augenarbeit. Über die Fälligkeit des spatial turn in den Geschichts- und Kulturwissenschaften“, in: Kittsteiner, Heinz Dieter (Hrsg.): *Was sind Kulturwissenschaften? 13 Antworten*, München 2004, S. 261-283, hier S. 265.

des vergangenen Jahrtausends heran reichen werden, und dass man durchaus parallel bild- wie raumwissenschaftliche Interessen verfolgen kann. Man tut jedenfalls gut daran, auch das neue Raumparadigma nicht mit allgemeinwissenschaftlichen Geltungsansprüchen zu überfrachten, sondern schlicht als Initial oder als heuristische Plattform für zeitlich begrenzte Verbundforschung anzusehen. Und das ist ja andererseits auch gar nicht so wenig. Zumal der *spatial turn* im besonderen selbst noch diese Praxis des transdisziplinären *labeling* zu beobachten sich anschickt, weil doch die Rede vom *turn* ihrerseits eine räumliche Denkfigur vorstellt.¹⁴

Dass auch Medienumbruchsforschung diese Kehre beobachtet, hat nun nicht damit zu tun, dass sie unter gar keinen Umständen ein aktuelles *discipline building* verpassen darf, sondern dass das neue Raumparadigma einen mediengeschichtlich relevanten Subtext offenbaren könnte. Es gilt die Arbeitshypothese zu überprüfen, ob die Rede von der Rückkehr des Raumes implizit als Reaktionsbildung auf das Postulat vom „Verschwinden des Raums“¹⁵ zu verstehen ist, das vor allem die postmoderne Medientheorie (aber nicht nur diese) zur Kennzeichnung des digitalen Medienumbruchs zuzeiten heftig behauptet hat.¹⁶ Dabei radikalisierte die postmoderne Medientheorie ein Argument, das im Umlauf war, seit man die raumprägenden Konsequenzen von Elektrifizierung und Eisenbahn beobachtete: die verkehrstechnisch induzierte Verdichtung unserer raumzeitlichen Wahrnehmungshorizonte – David Harveys berühmte „time-space-compression“.¹⁷ Diese Entwicklung werde nun durch den digitalen Medienumbruch an ihr Ende getrieben. Vilém Flusser sprach in der Konsequenz sogar schon vom „Ende der Geografie“¹⁸, und selbst der einer postmodernen Überbietungsrhetorik gänzlich unverdächtige Manuel Castells sieht in der ‚Netzwerkgesellschaft‘ den überkommenen ‚Raum der Orte‘ durch einen ‚Raum der Ströme‘ substituiert, weil weder Produktion, noch Konsum oder gar Machtausübung mehr zwingend an konkrete Orte gebunden seien, sondern sich in den Kommunikationsströmen der wachsenden Informationsnetzwerke räumlich verflüssigten.¹⁹

14 Vgl. Budke, Alexandra u.a. (Hrsg.): *Internetgeographien. Beobachtungen zum Verhältnis von Internet, Raum und Gesellschaft*, Stuttgart 2004.

15 Virilio, Paul: „Das dritte Intervall. Ein kritischer Übergang“, in: Decker, Edith/Weibel, Peter (Hrsg.): *Vom Verschwinden der Ferne. Telekommunikation und Kunst*, Köln 1990, S. 335-348, hier S. 348.

16 Das kann nicht Ziel dieses Aufsatzes sein, sondern annonciert ein Forschungsvorhaben, das im Projekt „Kulturgeographie des Medienumbruchs analog/digital“ am SFB/FK 615 „Medienumbrüche“ der Universität Siegen verfolgt wird. Näheres unter: www.Mediengeographie.de.

17 Vgl. Harvey, David: *The Condition of Postmodernity. An Enquiry into the Origins of Cultural Change*, Oxford/Cambridge 1989.

18 Vgl. Flusser, Vilém: „Das Verschwinden der Ferne“, in: *Arch plus*, Nr. 111, 1992, S. 31f.

19 Vgl. Castells, Manuel: *Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft. Das Informationszeitalter*, 3 Bde., Opladen 2001-2003.

Wenn es stimmt, dass der *spatial turn* als Reaktionsbildung auf diesen Diskurs vom ‚Verschwinden des Raums‘ zu verstehen ist, dann wäre hier ein mediengeschichtliches Narrativ über die Auswirkungen der Digitalisierung so dominant geworden, dass es disziplinübergreifend Beharrungskräfte mobilisiert. Das wirft ganz prinzipiell die Frage nach der Korrespondenz von Mediengeschichte und allgemeiner Geschichte auf, die auch für Medienumbruchforschung relevant ist. Im Umkreis unserer Arbeitshypothese – ‚going spatial‘ heißt auch, dass allgemeine Geschichte gegenüber Mediengeschichte an Deutungshoheit zurückgewinnen will – sollen hier sechs Thesen formuliert werden, die vor allem zwei Gegenstandsbe- reiche adressieren: a) den Entwurf einer ‚verräumlichten‘ Historiographie, wie Karl Schlögel ihn in seinem Werk *Im Raume lesen wir die Zeit* vorgelegt hat, und b) dem methodischen Konzept einer ‚spatialen Hermeneutik‘, das zuerst von dem postmodernen Kulturgeographen Ed Soja formuliert wurde.

THESE I

Der spatial turn in der Geschichtswissenschaft begegnet der medienhistorisch ausgewiesenen Umbruchsbehauptung im Gefolge der Digitalisierung seinerseits mit einer Umbruchsbehauptung, die im Ergebnis auf eine (fast triumphal reklamierte) Rückkehr von Ereignisgeschichte hinausläuft.

Keine Rede vom Raum, keine Begründung einer paradigmatisch notwendigen Rehabilitierung des Spatialen, die ohne Hinweis auf die Zäsuren 1989 einerseits, 9/11/2001 andererseits auskäme – Zäsuren, die gewissermaßen als Rückkehr von so etwas wie Realgeschichte annonciert wurden. 1989: das ist das Ende der Ost-West-Konfrontation. 9/11: das soll – wie es bei Karl Schlögel heißt – gelesen werden als ‚Lehrstück Ground zero‘, das Lehrstück über einen Riss im globalen Raum, darüber, dass

Räume zerfallen können, wenn „Nervenstränge“ oder Verkehrslinien unterbrochen werden. Es zeigt sich, dass auch in Zeiten von Cyberspace Ortskenntnis und Terrainerkundung nicht überflüssig geworden sind [...]. Wir werden daran erinnert, dass nicht alles Medium und Simulation ist, dass Körper zermalmt und Häuser zerstört werden, nicht nur Symbole. Wir nehmen zur Kenntnis, dass es Ozeane gibt und dass es nicht gleichgültig ist, ob ein Land von Ozeanen umgeben ist oder nicht; wir merken, dass es selbst im *global space* Stränge und Knoten gibt, die nicht nur virtuell sind, sondern wirklich durchtrennt und beschädigt werden können.²⁰

Das ist der späte Triumph des Realen über dessen Krankheit zum Tode und ein Dementi jener postmodernen Agonie-Prognose, die seit den späten 1970er Jah-

20 Schlögel (wie Anm. 9), S. 30f.

ren in Umlauf war.²¹ Damit will ich nicht sagen, dass Schlögel zynisch wäre und den Anschlag auf die Zwillingstürme begrüßte, weil er ihm ein Argument liefert. Das wäre natürlich grober Unfug. Was aber mitschwingt in dem Wort vom Lehrstück, ist gleichsam die Brechtsche Gewissheit vom richtigen (weltanschaulich-methodischen) Standpunkt. Und der Vorwurf, dass es wohl erst dieses Geschehens – im Sinne eines *brute fact* – bedurfte, um die fröhliche Wissenschaft ad absurdum zu führen:

Von Ground zero aus wird die Welt neu vermessen. Die These vom Verschwinden des Raumes war so sinnlos wie die These vom Ende der Geschichte. Es bedarf offensichtlich immer wieder großer Ereignisse, um an die Dinge zu erinnern, die einmal selbstverständlich gewesen sind, unter bestimmten Bedingungen aber hatten „in Vergessenheit“ geraten können.²²

Wenn man diese Begründung für den *spatial turn* teilt (und sie wird bislang von den meisten Disziplinen herbeizitiert, die ihre Diskurse gerade ‚verräumlichen‘²³), dann muss man sich darüber im Klaren sein, dass es sich hier um eine dezidiert ereignisgeschichtliche Begründung handelt.

Noch mal zur Erinnerung, was mit Ereignis im historiographischen Sinne gemeint sein soll: Etwas, das – wie Reinhart Koselleck in „Ereignis und Struktur“ schreibt – wir „*ex post* aus der Unendlichkeit des Geschehens“ aussondern und als eine „Sinneinheit“ erfahren; eine Sinneinheit, die im übrigen schon von den beteiligten Zeitgenossen selbst als solche erfahren wird.²⁴ Für den Fall der Berliner Mauer 1989 ist das unstrittig – fast schon stereotyp die viel gehörte, emphatische Selbstvergewisserung der Beteiligten bzw. Augenzeugen: ‚Dit is Jeshichte‘ (die im übrigen selbst wieder in die Bildspeicher der Geschichtsmedien eingegangen ist: als fester Bestandteil jedes Rückblickfernsehens seither). Und für 9/11 erscheint uns Zeitgenossen – ob vor Ort oder als Medienaugenzeugen *in real time* – retrospektiv allenfalls noch strittig, ab welchem Zeitpunkt genau, ab welcher Minute dieses Ereigniszusammenhangs wir von der unbestreitbaren Ereignishaftigkeit des Geschehens überzeugt gewesen waren. Schwieriger als die Randschärfe dieses historischen Ereignisses chronologisch präzise zu sistieren, ist die Frage nach der Sinneinheit, die dadurch kenntlich wird. Das Ereignis bedeutet für Viele Unterschiedliches. Aber egal, ob man die Angehörige eines der Opfer aus dem

21 Baudrillard, Jean: *Agonie des Realen*, Berlin 1978.

22 Schlögel (wie Anm. 20), S. 34f.

23 Jüngstes Beispiel für den Rekurs auf 9/11: Die Einleitung „Hier. Einleitung“ des (vorwiegend literaturwissenschaftlich profilierten) Bandes: Stockhammer, Robert (Hrsg.): *Topographien der Moderne. Medien zur Repräsentation und Konstruktion von Räumen*, München 2005, S. 7-21.

24 Koselleck, Reinhart: „Ereignis und Struktur“, in: Koselleck, Reinhart/Stempel, Wolf-Dieter (Hrsg.): *Geschichte – Ereignis und Erzählung*, München 1973, S. 560-571, hier S. 560.

World Trade Center oder einen Sympathisanten der Attentäter in einem palästinensischen Flüchtlingscamp fragte: beide wären sich gewiss einig in der Einschätzung, dass das Geschehen einen historischen Einschnitt markiert.

In unserem paradigmengeschichtlichen Zusammenhang besteht nun ein Bedeutungsaspekt der historischen Sinneinheit ‚9/11‘ für den Zeitgenossen und Mediennutzer Schlögel (als Stellvertreter für viele andere) ganz offensichtlich darin, dass sie ermöglicht, das Primat eines mediengeschichtlichen oder -theoretischen Narrativs triftig zurückzuweisen. Der Raum, und zwar der physische, historisch konkrete Raum war zuvor diskursiv zum Verschwinden gebracht worden. Jetzt lehrt uns ein Ereignis, dass er zurückkehrt oder besser: vielleicht nie ganz verschwunden war. Ich komme noch auf die Zusatzbestimmung in Kosellecks Ausgangshypothese in „Ereignis und Struktur“ zurück, die besagt, Ereignisse könnten „nur erzählt, ‚Strukturen‘ nur beschrieben werden.“²⁵

THESE 2

Gleich ob Geschichte der Ereignisse oder Geschichte der Medien: Immer ist damit zugleich auch die Frage nach den Medien der Geschichtsschreibung aufgerufen. Der historiographische spatial turn rehabilitiert das alte Medium der ‚großen Erzählung‘.

Der Zusammenhang zwischen der Geschichte der Medien und den Medien der Historiographie ist ziemlich nahe liegend – interessant eher, warum er in der Diskussion um den Begriff der ‚Medienumbrüche‘ bislang so unterrepräsentiert war. Geschichtsschreibung bedient sich historischer Daten, die medial verfasst sind. Und jedes Medium produziert eine je andere Qualität historischer Daten. Das betrifft die mediale Verfasstheit der ‚Quelle‘ ebenso wie die medial ausdifferenzierte Infrastruktur, in der die ‚Quellen‘ abgelegt und aufbewahrt werden. Die Bildspeicher der Fernseharchive, bei denen Guido Knopp sich für seine Geschichtssendungen bedient, stellen eine andere Qualität historischer Daten bereit als eine Landrechts-Akte im Preußischen Geheimen Staatsarchiv.²⁶ Die unterschiedliche mediale Verfasstheit der Quellen erzeugt eine je andere Form des historischen Narrativs. Ein Narrativ wird es gleichwohl immer sein, weil jede historische Darstellung – egal ob erzählt, beschrieben oder verfilmt, gleich welcher Mediendaten sie sich bedient – an ein konstitutives „Minimum von Vorher-Nachher“ geknüpft bleibt.²⁷

25 Koselleck (wie Anm. 24).

26 Vgl. dazu Vismann, Cornelia: *Akten. Medientechnik und Recht*, Frankfurt a.M. 2000.

27 Koselleck (wie Anm. 24), S. 561. Koselleck selbst will das konstitutive Minimum der chronologischen Abfolge zunächst nur der Ereignisgeschichte vorbehalten, eben weil sie erzählt werde. Strukturelle Aspekte von langer Dauer hingegen hält er für nicht mehr „in einem strikt chronologischen Vorher – Nachher erzählbar“ (ebd., S. 565). Das betrifft aber nur den Darstellungsmodus der Historiographie. Auch Strukturgeschichte im Modus der Beschreibung kommt nicht ohne eine Vorher-Nachher-Annahme aus – sonst wäre sie keine Historiographie.

In Bezug auf das hier zu beobachtende Verhältnis, vielleicht ja sogar die Konkurrenz von allgemeiner Geschichte und Mediengeschichte lässt sich gewiss sagen, dass – jenseits der medial disparaten Verfasstheit ihrer Quellen – als dominantes Medium der Darstellung immer noch das eminente, das „gute Buch“²⁸ fungiert. Das gilt mindestens für die akademische Geschichtsschreibung. Eine historiographische Synthese als Filmdokumentation oder als Hypertext wird bislang nur bedingt als förderungswürdig oder berufungsrelevant angesehen. Gern genommen sind solche Darstellungsmedien als Zusatzqualifikation oder Appendix des guten Buches. Noch sind sie nicht sein Ersatz.²⁹ Und gerade weil auf der Darstellungsseite der akademischen Geschichtsschreibung noch kein wirklicher Medienumbuch stattgefunden hat, bleiben Mediengeschichtsnarrativ und das Narrativ der allgemeinen Geschichte vergleichbar, konkurrenzempfindlich und aufeinander verwiesen.

Der *spatial turn* nun – so wie er von Schlögel für die Geschichtswissenschaft beschworen wird – läuft auf eine Rehabilitierung nicht nur des Raumes, sondern auf der Darstellungsseite explizit auch auf die Neubegründung der *grand récits* (nach ihrem Ende)³⁰ hinaus. Wenn wir die je historisch konkrete „Einheit von Ort, Zeit und Handlung ernst“ nähmen, müssten wir uns – so Schlögel – den Modus der historiographischen Darstellung von der irreduziblen Komplexität unseres Gegenstands auch vorschreiben lassen. Er formuliert ein Analogon zu dem Koselleckschen „Vetorecht der Quelle“, um rückblickend die Praxis seiner eigenen historiographischen Schreibweise zu charakterisieren: das Vetorecht des Ortes:

Immer erwies sich der Ort als der angemessenste Schauplatz und Bezugsrahmen, um sich eine Epoche in ihrer ganzen Komplexheit zu

-
- 28 Vgl. Schütz, Erhard: „Das gute Buch der Bücher. Perspektiven des Buchs – vom Markt her beobachtet“, in: Schütz, Erhard/Wegmann, Thomas (Hrsg.): *literatur.com. Tendenzen im Literaturmarketing*, Berlin 2002, S. 58-80, hier S. 59.
- 29 Anders sähe es freilich aus, wenn man jenseits des Wissenschaftssystems nach Geschichtsbildern und Medienmentalitäten fragte: hier könnte sich schon heute herausstellen, dass die akademische Geschichtsschreibung des guten Buches aus dem Beck- oder Siedler-Verlag an Deutungshoheit längst abgeben musste an die populären und andersmedialen Formen der Geschichtsnarration. Hannes Heer deutete das jüngst an mit Bezug auf den Erfolg von Guido Knopps Geschichtsformaten im TV oder Geschichtsnarrationen im massenattraktiven Spielfilm (wie Bernd Eichingers *DER UNTERGANG*, Deutschland 2005, Regie: Oliver Hirschbiegel). Vgl. Heer, Hannes: *Hitler war's. Die Befreiung der Deutschen von ihrer Vergangenheit*, Berlin 2005. Auch wenn man im Medium des Buches verbleibt, lässt sich inzwischen eine lange Konkurrenzgeschichte von akademischer Historiographie und der Geschichtsschreibung des populären Sachbuchs (von Emil Ludwig über Spengler bis Sebastian Haffner) aufweisen. Vgl. Hardtwig, Wolfgang/Schütz, Erhard (Hrsg.): *Geschichte für Leser. Populäre Geschichtsschreibung in Deutschland im 20. Jahrhundert*, Stuttgart 2005.
- 30 Schlögel schreibt in der Coda zu *Im Raume lesen wir die Zeit* unter der Überschrift: „Darstellungsformen nach der Postmoderne“: „Das Hauptthema, um das es hier geht, ist die Frage nach der Möglichkeit einer Großen Erzählung nach dem Ende der Großen Erzählung.“ Schlögel (wie Anm. 20), S. 503.

verbürgen. Der Ort hatte ein Vetorecht gegen die von der Disziplin und von der arbeitsteiligen Forschung favorisierte Parzellierung und Segmentierung des Gegenstandes. Der Ort hielt den Zusammenhang aufrecht und verlangte geradezu die gedankliche Reproduktion des Nebeneinander, der Gleichzeitigkeit der Ungleichzeitigkeit. Der Bezug auf den Ort enthielt insgeheim immer ein Plädoyer für eine *histoire totale* – wenigstens als Idee, als Zielvorstellung [...]³¹

Ob es methodisch überhaupt wünschenswert sein kann, zu der großen Erzählung zurückzukehren, ist hier schon gar keine Frage mehr, sondern nur mehr, ob und wie sie gelingen könnte. In *Im Raume lesen wir die Zeit* spricht Schlögel – noch etwas zurückhaltend – von der „Erneuerung der geschichtlichen Erzählung“.³² Heute bekennt er unumwunden, sein Hauptinteresse sei „die Neubegründung der großen Erzählung.“³³ Was diese Praxis historiographischer Darstellung noch von der schönen Literatur unterscheidet, das sei lediglich die *differentia specifica* von *facts* und *fiction*, der intersubjektiv kontrollierbare Tatsachengehalt des geschichtlichen Stoffes, nicht aber die Darstellungsregister, mit denen er erzählt werde.³⁴

Kurz gefasst: Das Medium der Historiographie des *spatial turn* ist das gute Buch, Modus der Darstellung die renovierte große Erzählung. Und das Movens der Kehre ist die Raumvergessenheit, die mit dem digitalen Medienumbruch auf die Spitze getrieben wurde:

Der virtuelle Raum, in dem immer mehr Aktionen der Gesellschaft stattfinden, konnte den Eindruck erzeugen, als sei mit der radikalen Reduzierung der physischen Entfernungen der physische Raum selber zum Verschwinden gebracht worden. Eine folgenreiche Illusion.³⁵

Hier haben wir ein erstes Belegstück für die Triftigkeit unserer Arbeitshypothese, dass das neue Raumparadigma als Reaktion auf ein mediengeschichtliches Narrativ im Gefolge der Digitalisierung zu verstehen ist. Hier ist es die Wissenschaft, die der durch den Medienumbruch verursachten Deterritorialisierungsbehauptung eine emphatische Reterritorialisierung entgegen setzt. Und das mit sprachlichen Mitteln, die sie der Literatur mindestens anähneln. Wenn nur die große Erzählung der Kopräsenz und Simultaneität im Raume beizukommen imstande sein soll, dann können wir als Korpus auch gleich die Literatur heranziehen, um Einspruch gegen das vorgebliche Verschwinden des Raumes zu beobachten.

31 Schlögel (wie Anm. 20), S. 10.

32 Schlögel (wie Anm. 20), S. 12.

33 Vgl. Schlögel mündlich auf der Tagung: „Topologie. WeltRaumDenken“ (wie Anm. 6).

34 Vgl. Schlögel (wie Anm. 13), S. 277f.

35 Vgl. Schlögel (wie Anm. 13), S. 268.

THESE 3

Auch die Gegenwartsliteratur, sofern sie die räumeprägenden und räumeverändernden Implikationen der Digitalisierung behandelt, erzählt Geschichten von der Reterritorialisierung (auch wenn es nicht immer große Erzählungen sein müssen). Darin tut ein Aspekt von Medienkonkurrenz sich kund.

Diese These ist umstritten, nicht weil sie falsch wäre, sondern weil bezweifelt wird, ob sie im Kontext der Erforschung des digitalen Medienumbruchs überhaupt einen relevanten Sachverhalt bezeichnet. Welches Korpus zieht man zurate, um das Umbruchsgeschehen zu beobachten? Können wir mit Hilfe eines älteren Mediums den Medienumbruch analog/digital (in unserem Fall: seine räumeprägenden und räumeverändernden Implikationen) überhaupt historiographisch relevant beschreiben, oder muss dazu erst ein Korpus gebildet werden, das seinerseits schon digital verfasst ist?

Nicht nur weil die Historiographie des neuen Raumparadigmas semi-literarisch zu werden beginnt, darf Gegenwartsliteratur selbst Teil eines gemischten Korpus sein, mit Hilfe dessen Medienumbruchsforchung die Reaktionsbildungen, gegebenenfalls Hyperkorrekturen eines medientheoretisch angeleiteten Diktums untersucht. (Unkommentiert bleiben soll hier der Bescheid von Valéry, Geschichte sei die ‚naivste Form der Literatur‘.) Unsere Vorstellungen vom Raum – ob er verschwindet oder noch da ist – (Derek Gregory würde sagen: unsere „geographical imaginations“³⁶), sind geprägt durch Erfahrungen mit einem ganzen Medienensemble, auch nach einschneidenden Veränderungen innerhalb dieses Ensembles. Die Räume, in denen wir Erfahrungen machen, sind immer schon medial zäsuriert³⁷, aber auch durch nicht-digitale Medien. Ferner gehört zu den Axiomen des Umbruch-Begriffs: Wenn es einen Medienumbruch gibt, dann führt er zu einer Neu-Konfiguration des gesamten Medienensembles;³⁸ dann muss er im ganzen Medienensemble beobachtbar sein, auch in den koexistenten älteren Medien. Für den Umbruch hin zu den Analogmedien um 1900 haben wir uns längst daran gewöhnt, die älteren Medien wie Literatur und Presse als Reflexionsinstanzen des Umbruchsgeschehens zu befragen, in denen über die Neu-Konfiguration des Medienensembles verhandelt wird.³⁹ Gerade im Bewusstsein ihrer eigenen Abwertung – des drohenden Positions- und Dominanzverlustes innerhalb des Medienensembles – kann in den alten Medien, die die neuen thematisieren, „die Kehrseite

36 Vgl. Gregory, Derek: *Geographical Imaginations*, Cambridge/Oxford 1994.

37 Vgl. Tholen, Georg Christoph: *Die Zäsur der Medien. Kulturphilosophische Konturen*, Frankfurt a.M. 2002.

38 Vgl. Schnell, Ralf/Stanitzek, Georg: „Ephemeres. Mediale Innovationen um 1900/2000“, in: dies. (Hrsg.): *Ephemeres. Mediale Innovationen um 1900/2000* (Medienumbrüche 11), Bielefeld 2005, S. 7-12.

39 Vgl. Kaes, Anton (Hrsg.): *Kino Debatte. Texte zum Verhältnis von Literatur und Film 1909-1929*, Tübingen 1978.

emphatischer Ankündigungsdiskurse“⁴⁰ kenntlich werden, die den Umbruch immer begleiten. Warum also nicht auch die Gegenwartsliteratur als Reflexionsinstanz der räumeprägenden, räumeverändernden Implikationen des digitalen Medienumbruchs befragen? Ähnlich wie die Literatur nach 1900 Erfahrungen mit dem Kinoraum und dem Filmsehen behandelt, schildert die deutschsprachige Gegenwartsliteratur die Folgen des Umgangs mit den Digitalmedien. Dabei kennt sie – wie Schlögels *spatial turn*-Historiographie – ein Vetorecht des Ortes. Denn sie muss die medientheoretisch annoncierte Deterritorialisierung durch die Digitalmedien in konkreter Handlungsräumlichkeit situieren. Insofern – könnte man sagen – wird sie zum Agenten der Reterritorialisierung. Der Verlustrhetorik vom Verschwinden des Raumes zum Trotz beschreibt sie Orte, die durch die Digitalisierung nicht abhanden gekommen, sondern andere geworden sind. Gegenwärtig sind es vor allem die Auswirkungen des digitalen Medienumbruchs für Arbeitswirklichkeit und öffentlichen Raum, die literarisch verhandelt werden – eine Literatur von den und über die neuen Medienangestellten, die zu einer Kritik der durch den digitalen Medienumbruch forcierten (und mittlerweile selbst historisch gewordenen) *new economy* sich zu formieren beginnt⁴¹: das Korpus bilden etwa Texte wie Rainer Merkel *Das Jahr der Wunder* (2001), Ernst Wilhelm Händler *Wenn wir sterben* (2002), Norbert Kron *Autopilot* (2002), Lukas Hammerstein *Die 120 Tage von Berlin* (2003), Marlene Streeruwitz *Jessica, 30* (2004), Kathrin Röggla *Wir schlafen nicht* (2004) oder Anne Weber *Gold im Mund* (2005).

Auch wenn die Auseinandersetzung mit diesem Korpus hier noch aufgeschoben wird: sie dürfte zulässig sein. Denn wenn die Gegenwartsliteratur reterritorialisiert, wendet auch sie sich implizit (oder bisweilen explizit) gegen das medientheoretisch angeleitete Pathos des Postgeographischen. Auch darin kann man ein Element von Medienkonkurrenz erkennen. Die Beharrung des älteren Mediums Literatur auf den konkreten Handlungsorten, an denen Subjekte Erfahrungen mit der Digitalisierung machen, wäre dann nachgerade ein Indikator für die Triftigkeit der Umbruchsbehauptung.

THESE 4

Remediatisierung lässt sich nicht nur durch die Inkorporation medialer Formen nachweisen, sondern hat auch eine motivgeschichtlich-stoffliche Seite (Polemischer Nachtrag zu These 3)

40 Schnell/Stanzek (wie Anm. 38), S. 8.

41 Die Literaturwissenschaft ist gerade im Begriff, dieses Segment der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur unter dem Rubrum „Rückkehr der Arbeitswelt“ zu kanonisieren. Vgl. jüngst die Tagung „Literarische Kritik der ökonomischen Kultur – Zur Rückkehr der Arbeitswelt in die Gegenwartsliteratur“ vom Berliner Zentrum für Literaturforschung in Berlin (26.-27.1.2006). Vgl. zudem Schütz, Erhard: „Die Arbeit ist ausgegangen. Von der Arbeiterliteratur zur Literatur der Arbeitswelt und zur Arbeitswelt der Literatur“, in: *Freitag*, Nr. 32, 02.08.2002, S. 14.

Der Begriff der Remediation („remediation“) von Jay David Bolter und Richard Grusin bezeichnet ein Konzept, mit dem sich die Kopräsenz wie die Interdependenz alter und neuer Medien in einem gemeinsamen Medienensemble beschreiben lassen.⁴² Ihm zufolge sind neue Medien insofern neu, als sie die alten nicht etwa ersetzen, sondern neu interpretieren („refashioning“): Die Digitalmedien interpretieren das Fernsehen neu, wie das Fernsehen den Film, der frühe Film das Theater und das Tafelbild neu interpretiert hat usw. Gleichzeitig sterben die von einer Neukonfiguration des Medienensembles zu Vorgängermedien gemachten Altmedien nicht (gleich) aus, sondern remediatieren sich im Hinblick auf ihre Nachfolgemedien: Das Theater integriert Filmprojektion ins Bühnenschehen, der Film bildet TV-affine Formate wie das Kleine Fernsehspiel aus, das Fernsehen inkorporiert Digitalschnitt und Computergrafik usw.

Um nun eine Remediation der Literatur im Zeichen der Digitalisierung zu behaupten, wird man in erster Linie Hyperfiction und Netzliteratur ins Feld führen; in zweiter Linie neue Erzählverfahren innerhalb des traditionellen Buchmediums, die – analog zu der Erfindung der „filmischen Schreibweise“ nach dem Umbruch zu den Analogmedien – die rechnergestützten Kommunikationsformen literarisch zu simulieren bemüht sind.⁴³ Aber zuletzt kann Remediation der Literatur auch unter einem stofflichen Gesichtspunkt betrachtet werden: Auch die Literatur, die Digitalisierung schlicht zum Gegenstand der Darstellung (oder des Rasonnements ihrer Autoren) erhebt, interpretiert sich in gewisser Weise neu, wenn sie z.B. ihrer eigenen drohenden Marginalisierung innerhalb des Medienensembles mit einer Flucht nach vorne zu trotzen versucht. Seit langem gut dokumentiert ist das Konkurrenzgefühl so mancher Autoren gegenüber dem Kino. So bescheinigte Hugo von Hofmannsthal den Kinogängern „süße(n) Selbstbetrug“: „Und im Tiefsten, ohne es zu wissen, fürchten diese Leute die Sprache.“⁴⁴ Warum sollte nicht auch die kulturkritische Warnung der Autoren vor den Folgen der Digitalisierung – beginnend bei Enzensbergers „blindenschrift“: „lochstreifen fallen vom Himmel / es schneit elektronen-braille / aus allen wolken / fallen digitale propheten [...]“⁴⁵ – als Remediation der Literatur verstanden werden?

Für die erzählende Literatur gilt überdies im Besonderen, dass sie in der Regel ihre Darstellung der Folgen der Digitalisierung an die Erfahrungen eines Erzählsubjektes rückbindet. Damit insistiert sie auf der lebensweltlichen Fundierung

42 Bolter, Jay David/Grusin, Richard: *Remediation. Understanding New Media*, Cambridge/Mass. 1999.

43 Ralf Schnell erprobt für diese Erzählverfahren – aufgewiesen z.B. für die *Anderswelt*-Trilogie von Alban Nikolai Herbst (1998ff.) – die Begriffe „kybernetisches Schreiben“ oder „literarischer Digitalismus“. Vgl. Schnell, Ralf: *Geschichte der deutschsprachigen Literatur seit 1945*, Stuttgart 2003, S. 601ff.

44 Hofmannsthal, Hugo von: „Der Ersatz für die Träume“ [1921], in: *Gesammelte Werke, Prosa IV*, hrsg. v. Herbert Steiner, Frankfurt a.M. 1955, S. 141-145, hier S. 142.

45 Enzensberger, Hans Magnus: „blindenschrift“, in: *blindenschrift*, Frankfurt a.M. 1964, S. 46.

unseres Mediengebrauchs und nimmt unfreiwillig einen Standpunkt ein, der dem medienanthropologischen Konzept der *media equation* nicht unähnlich ist: „Media experiences equal human experiences [...]“⁴⁶, behaupten die Medienwirkungsforscher Byron Reeves und Clifford Nass und formulieren damit eine Grundskepsis gegen über den emphatischen Ankündigungsdiskursen, die den jeweils neuesten Medien eine grundstürzende Revolutionierung unseres Weltverhältnisses zubilligen. „There are few discounts for media, few special ways of thinking or feeling that are unique to media, and there is no switch in the human brain that is activated when media are present.“⁴⁷ Medienwirkung protokolliert literarisch auch die erzählende Literatur – nicht in Form verallgemeinerungsfähiger Aussagen, wie die Probanden von Reeves und Nass, aber mit möglicherweise ähnlich umbruchskeptischen Impetus: wenn einem literarischen Subjekt durch den Umgang mit den Digitalmedien der Raum abhanden gekommen sein sollte, dann sind wir immer gehalten zu fragen, welche ganz persönliche Verstehensperspektive mit einer solchen Medienerfahrung korrespondiert und warum.

Der geläufige Vorwurf in diesem Zusammenhang lautet: „Nichts als Motivgeschichte“. Der Vorwurf beruht auf einer missverständlichen Verengung des Begriffs, so als bezeichnete ‚Motiv‘ eine reine Proposition ohne Formaspekt. *Refashioning* des alten Mediums im Lichte eines neuen lässt sich auch an neuen Stoffen erkennen. Vielleicht wäre es an der Zeit, das Konzept ‚Motiv‘, das so lange schon eine schlechte Presse gehabt hat, einer Revision zu unterziehen.

Abschließend folgen noch zwei (sehr vorläufige) Thesen, die ein methodisches Problem der Raumdeutung im Zeichen des digitalen Medienumbruchs im Blick haben: wie konzeptualisiert man Medien- auch als Raumgeschichte? Die *new cultural geography* seit Ed Soja hat dazu das Reizwort von den „spatial hermeneutics“⁴⁸ ins Spiel gebracht, und der *spatial turn*-Historiograph Schlögel ist ihr dabei gerne gefolgt. In Frage steht, was darunter zu verstehen sei: Wie sollen Räume zu ‚lesen‘ sein – ganz allgemein, und im Besonderen solche, die durch digitalen Medienumbruch sich verändert haben?

THESE 5

Der Begriff ‚spatiale Hermeneutik‘ schließt an eine lange Tradition der metaphorischen Rede von den lesbaren Räumen an.

Die ältere Form dieser Rede ist das Wort vom Lesen im „Buch der Natur“.⁴⁹ Notorisch ist die Praxis der Raumlektüre im jüngstvergangenen Jahrhundert mit

46 Vgl. Reeves, Byron/Nass, Clifford: *The Media Equation. How People Treat Computers, Television, and New Media like Real People and Places*, Cambridge 1996, S. 251.

47 Reeves/Nass (wie Anm. 46).

48 Soja, Ed: *Postmodern Geographies*, London/New York 1989, S. 2f.

49 Vgl. dazu Blumenberg, Hans: *Die Lesbarkeit der Welt*, Frankfurt a.M. 1979.

dem Müßiggang des großstädtischen Flaneurs in Verbindung gebracht worden. Zitiert wird dann immer Franz Hessel:

Flanieren ist eine Art Lektüre der Straße, wobei Menschengesichter, Auslagen, Schaufenster, Cafétterrassen, Bahnen, Autos, Bäume zu lauter gleichberechtigten Buchstaben werden, die zusammen Worte, Sätze und Seiten eines immer neuen Buches ergeben.⁵⁰

So etwas wie ‚spatiale Hermeneutik‘ gibt es also schon länger, hier interessanterweise im zeitlichen Gefolge des analogen Medienumbruchs. Der Großstadtdiskurs erfindet seither immer wieder neue Variationen der Rede vom „Text der Stadt“.⁵¹ In seiner strukturalistischen Wendung zum Beispiel (1967 bei Roland Barthes) klingt sie so, als wenn die Stadt als Raum nicht nur zu lesen wäre, sondern selber spreche:

Die Stadt ist ein Diskurs, und dieser Diskurs ist wirklich eine Sprache: Die Stadt spricht zu ihren Bewohnern, wir sprechen unsere Stadt, die Stadt, in der wir uns befinden, einfach indem wir sie bewohnen, durchlaufen und ansehen. Das Problem besteht allerdings darin, einen Ausdruck wie ‚Sprache der Stadt‘ aus dem rein metaphorischen Stadium herauszuführen. Es ist sehr leicht, metaphorisch von der Sprache der Stadt zu sprechen wie man von der Sprache des Films oder der Sprache der Blumen spricht. Der wahre wissenschaftliche Sprung ist dann vollzogen, wenn man unmetaphorisch von der Sprache der Stadt reden kann.⁵²

Die ersehnte Abkehr vom Metaphorischen soll dann die sprachsystematische Klassifizierung gewährleisten: es gelte, eine Syntax, eine Grammatik, Morpheme und Grapheme des Stadttexes zu identifizieren. Situationistisch verlebendigt wird das Konzept in de Certeaus ‚Praktiken im Raum‘, die die Erzählung der Stadt peripatetisch erst herstellen.⁵³ So weit würde Karl Schlögel nicht gehen, wenn er das alte Wort des Anthropogeographen Friedrich Ratzel ‚Im Raume lesen wir die Zeit‘ zur *logline* seiner Unternehmung macht, um den Erkenntnisgewinn verräumlichter Geschichtsschreibung zu markieren. Er versteht die Stadt als lesbare Dokument, aber um es zu dechiffrieren, muss man auch hinaus auf die Straße:

50 Hessel, Franz: *Spazieren in Berlin*, Wien/Berlin 1929, S. 54f.

51 Schütz, Erhard: „Text der Stadt – Reden von Berlin“, in: Schütz, Erhard/Döring, Jörg (Hrsg.): *Text der Stadt – Reden von Berlin. Literatur und Metropole seit 1989*, Berlin 1999, S. 7-15.

52 Barthes, Roland: „Semiologie und Stadtplanung“ [1967], in: ders.: *Das semiologische Abenteuer*, Frankfurt a.M. 1988, S. 202f.

53 Vgl. Certeau, Michel de: *Kunst des Handelns*, Berlin 1988.

Man versteht beim „Lesen von Städten“, dass es sich um eine Metapher handelt und begreift, dass das eigentliche „Dokument“ Stadt ganz eigene Praktiken der Erschließung verlangt; man kann eine Stadt nicht am Schreibtisch, nicht durch Lektüre erschließen.⁵⁴

Dass in diesem „Dokument“⁵⁵ auch die räumeprägenden Implikationen eines veränderten Medienensembles ablesbar sein könnten, soll hier gar nicht bestritten werden. Ein grundsätzliches Problem solcher Art von ‚spatialer Hermeneutik‘ bleibt jedoch das der Gegenstandskonstruktion. Wenn zu den Praktiken der Erschließung dieses Dokuments die Bewegung im Raum gefordert ist, dann lässt sich föglich fragen: welcher Raum ist eigentlich gemeint – wie ist der Raum gerahmt, in dem man flanierend zu lesen sich anschickt?

Dieses konstitutionstheoretische Problem kommt immer ins Spiel, wenn man von der Beobachtbarkeit von so etwas wie gelebtem Raum („lived space“ heißt es bei Soja⁵⁶) ausgeht. Beim physikalischen Raum – Newtons isotropem Container – stellt sich dieses Problem nicht. Er wurde erfunden, damit man ihn beobachten und vermessen kann (Sojas ‚Firstspace‘). Der vorgestellte Raum unserer *mental maps* („Secondspace“) muss sich erst materialisieren in einer Form von Veräußerung: einer Karte, einer Bild, einem Text etc. Wenn diese aber vorliegt, sind solche Raumvorstellungen beobachtbar qua der materialen Rahmung, in denen sie sich artikulieren. Aber auch der ‚Thirdspace‘ – gelebter Raum, den man sich in Bewegung erst aneignet – soll in vergleichbarer Weise lesbar sein. Die ‚spatiale Hermeneutik‘ wird daran sich messen lassen müssen, wie sie diesen Raumbegriff forschungspraktisch operationalisiert.

THESE 6

Die ‚spatiale Hermeneutik‘ im Sinne Sojas und Schlögels will einen Chronotopos erzählen und stößt doch immer wieder an die konstitutiven Grenzen eines Narrativs der Simultaneität.

Das Problem der ‚spatialen Hermeneutik‘ mit dem gelebten Raum ist nicht nur ein konstitutionstheoretisches, sondern auch eines der Darstellung. Um den gelebten Raum zu beschreiben, bedürfte es einer sprachlogischen Unmöglichkeit: eines gelingenden Narrativs der Simultaneität. Das weiß Soja und muss es bedau-

54 Schlögel (wie Anm. 13), S. 277.

55 Schlögel legt Wert auf die Feststellung, dass „Dokument“ etwas anderes bezeichnet als „Text“, weil die Dechiffrierung eines Stadt-Dokuments ganz andere Widerstände aufböte: „Genau besehen ist die Rede vom Lesen der Städte zwar eine schöne, aber die Sache nicht ganz treffende Metapher: Städte sind Dokumente sui generis, keine Texte. Das merkt jeder, der es mit diesem Dokument aufnimmt. Man liest Städte nicht, sie sind keine Bücher, die man vor sich liegen hat, umblättert, auf die man von oben herunterschaut. Städtelesen hat eher etwas von Kräfteressen, einem Zweikampf. Wird man ihr gerecht? Hält man ihr stand? Wer macht wen fertig?“ Schlögel (wie Anm. 9), S. 309.

56 Soja (wie Anm. 7), S. 74.

ern. Die regulative Idee einer solchen Schreibweise wäre der Bachtinsche Chronotopos als die sprachliche Fixierung der Einheit eines Zeit-Ortes – bezeichnenderweise ein Begriff, der anhand literarischer Darstellungen aufgewiesen wurde. Soja beginnt die ‚spatiale Hermeneutik‘ seiner *Postmodern Geographies* mit der Feststellung:

What one seeks when one looks at geographies is stubbornly simultaneous, but language dictates a sequential succession, a linear flow of sentential statements bound by the most spatial of all early constraints, the impossibility of two objects (or words) occupying the same precise place (as on a page).⁵⁷

An anderer Stelle spricht Soja sogar von seiner methodischen Anstrengung, „to break out from the temporal prisonhouse of language“.⁵⁸ Das ist ihm bis jetzt nicht gelungen.

Schlögel ist sogar schon einen Schritt weiter und denkt vorsichtig darüber nach, das Gefängnis der sprachlichen Sukzession wirklich einmal zu verlassen, um die Gleichzeitigkeit der Dinge und Epochen im Nebeneinander des Raumes darstellerisch einzuholen:

Es geht um Abbrüche, Zäsuren, Schocks, Diskontinuitäten, Schnitte. Das ist das Narrativ der Simultaneität. Die darstellerischen Mittel, die in der Literatur, im Film, in der Malerei und Kunst gefunden worden sind, sind weiter als jene der Historiographie.⁵⁹

Hier sind wir wieder an dem für Mediengeschichte instruktiven Umschlagpunkt, der die Medien nicht länger als Gegenstand, sondern als Voraussetzung von Geschichtsschreibung adressiert. Aber unabhängig davon, mit welchen darstellerischen Registern die *spatial-turn*-Historiographie ihr Narrativ der Simultaneität zu entfalten gedenkt (– interessanterweise hat Schlögel die Möglichkeiten des Internets als Geschichtsmedium noch gar nicht im Blick): dieses Narrativ produziert erst einen Text über den Raum, der selbst wiederum noch interpretationsbedürftig wäre. Auch für die ‚spatiale Hermeneutik‘ gilt noch immer die alte hermeneutische Rückversicherung: Bedeutungen sind überhaupt nur *ex post* zu haben, wenn der Raum, der begangen, gelebt und wie auch immer beschrieben wird, keine Struktur *in eventu* mehr darstellt.⁶⁰

57 Soja (wie Anm. 48), S. 2.

58 Soja (wie Anm. 48), S. 1.

59 Schlögel (wie Anm. 9), S. 504.

60 Koselleck (wie Anm. 24), S. 564.